

*„Das imaginäre Tagebuch des Herrn Jacques Offenbach“ heißt das brillante neue Buch von Alphons Silbermann. Er läßt den Komponisten diesen Blättern sein bewegtes Leben anvertrauen. Der Verlag Bote und Bock, in dem das Buch erschien, gestattet uns freundlicherweise, einige von ihnen abzudrucken. Eine Rezension wird in der nächsten Ausgabe des *fono-forum* erscheinen.*



Jacques Offenbach

Aix-les-Bains, im Juli 1875.

Aufräumen ist genau so widerlich wie dem Finanzamt Rechenschaft über das vergangene Jahr ablegen. Jedes Photo, jede Notiz erscheint wie das Stück einer langen, allzu langen Kette. Der Zusammenhang ist gegenwärtig, ungewollt und unvorgesehen. Erinnerungen an vergangene Glorie betrüben mich wenig, nur die Enthüllungen des Vergangenen zehren an mir. Denn es ist in Wirklichkeit doch so, daß der Verlust meines Prestiges in Paris rein relativ ist, was also heißt, daß ich nicht gänzlich passé bin. Schließlich, was kümmert es mich, ob man mich nur darum einlädt, weil ich noch auf der Liste stehe, weil ich einmal wohlhabend war oder weil man mildtätig mit mir zu verfahren wünscht. Die Gedankenverketzung zwischen Vergangenheit und Gegenwart, hervorgerufen durch Konkurs und Umzug, durch Lustlosigkeit und Stöbern in alten Papieren, sollte einem aktiven Hirn mit ebensoviel Grazie gelingen, wie einer geübten Tänzerin das Enchainement von

Pirouette und Arabeske. Der Versuch kann nicht schaden. Enchainieren wir!

Wie lächerlich ist es doch für einen Menschen, dessen Gelenkschwellungen bei jeder Bewegung eine qualvoll beredte Sprache sprechen, von Arabesken und anderen Tanzbewegungen zu sprechen. Nur noch im warmen Bad kann ich mich bewegen. —

Ich lasse mich heute nur noch ungern bei öffentlichen Anlässen sehen. Sie sind mir in doppelter Hinsicht peinlich. Die Jugend flüstert sich zu:

— Siehst du den alten Mann dort? Das ist der Offenbach.

Und was sagen die sogenannten Freunde?

— Drüben steht der Offenbach. Der Arme. Völlig passé und pleite dazu!

Aber gerade weil ich Mitleid nicht ertragen kann, gerade drum werde ich weiterhin dabei sein. Ginge es nach Herminies Willen, würden wir schön zu Hause bleiben und jeden unserer einstigen Freunde, der auf ein anderes Pferd gesetzt hat als auf den alten Jacques, verachten, schneiden oder ver-

stoßen. Ob das nun Nuitter ist, der sich mit Délibés zusammengetan hat, um eine „Coppélia“ zu schreiben, oder ob es Meilhac und Halévy sind, die zu Bizet übergegangen sind, um eine „Carmen“ zu verfertigen — man darf darüber keine Träne vergießen, wenn es auch noch so schmerzen sollte.

Es ist natürlich schon reichlich schwer zu ertragen, Bizet in der Opéra-Comique triumphieren zu sehen, wenn man seinem eigenen Stück — acht Tage vorher in der Gaité — selbst mit dem besten Willen höchstens einen Halb-Erfolg zusprechen kann. Ich kann es einfach nicht begreifen, warum „Geneviève de Brabant“ nie gefallen will. Jetzt haben wir das Stück in 5 Akte umgearbeitet, haben große Besetzung, Kinderballett und Défilés, alles, was Familien und ihren Anhang berauschen könnte — aber auch das zieht nicht. Vielleicht hat der Name Offenbach wirklich einen odiosen Geruch, der da sagt: „Nicht für kleine Kinder und brave Bürger“, selbst wenn es sich ausdrücklich um eine „Féerie“ handelt. —

Ich lasse mich zu sehr von einem Kochrezept, von einer eingebürgerten Gebrauchsanweisung leiten, an die ich immer stark glaubte, da sie mir immer geholfen hat. Nun aber scheint sie doch abgenutzt und veraltet zu sein. Stets habe ich es verstanden, mit allen mir zur Verfügung stehenden Mitteln — manchmal mühevoll, manchmal natürlich und selbstverständlich — jeder Situation anzupassen. Ich habe Anpassung durchaus bewußt auf großem Fuße betrieben. So wie man der Speise Salz und Pfeffer beimengt, habe ich jeder Rolle, die mir aufgetragen wurde, einige Prozent Anpassung beigefügt. Ich bin vom Einakter zur Operette übergegangen und habe mich mit der Mode dieser unserer Tage, mit Féerien und Ausstattungsstücken bis zum finanziellen Ruin gebracht. Mein straff dahingestellter „Orpheus“ schwingt heute durch vier Akte und zwölf Tableaux, und aus „Geneviève“ ist eine Revue-Operette geworden, mit einbegriffen unsere Chansonnière Thérèse, die auch nicht mehr zieht.

Es stimmt schon, wenn gesagt wird, Anpassung imponiere nur den Engländern. Bei uns kennt man das Wort Anpassung nicht, entweder Revolution oder gar nichts. Heute lese ich, daß man in England den Streik legalisiert hat. Diesem Verlangen der Arbeiterschaft wurde bei uns vor ungefähr 10 Jahren nachgegeben; denn ich erinnere mich nur allzu gut, daß wir „Les Refrains des Bouffes“ vor fast leeren Häusern gespielt haben, da die Droschkenkutscher von Paris streikten. Der Rhythmus der Stadt war gestört. Es war eine Revolution im kleinen: die Revolution der Fiaker, deren Geste trotz aller Unannehmlichkeiten dennoch jedem Franzosen imponierte, eben weil sie revolutionär war. Die Vereinigung der Anhänger von Lasalle und Marx zu einer „Sozialistischen Arbeiterpartei Deutschlands“ — auch eine revolutionäre Geste, die ich übrigens Herrn Bismarck von ganzem Herzen gönne — würde die Engländer nie

aus ihrer geradezu stoischen Ruhe bringen können. Für sie, die Angelsachsen, gilt nur Geschäft. Vorsichtig, schlau, unauffällig passen sie sich jeder Situation an und verabscheuen dabei weder Betrug noch Diebstahl. Während Franzosen mit revolutionärer Kraft einen Suezkanal bauen, erwirbt England die Aktien und damit den ganzen, gut gehenden Laden. Ebenso wird mir der Erfolg meiner Sachen in London („Vert-Vert“ und „La Jolie Parfumeuse“ voriges Jahr im St. James und im Alhambra; „Périchole“ dieses Jahr im Royalty Theater) auch bald unter der Nase weggenommen werden, wenn sich der Kompositionsprofessor Sullivan weiterhin darauf kapriziert, Ideen zu exploitieren, die die meinen sind. —

Ich hasse Revolutionen, denn es fließt kein revolutionäres Blut in meinen Adern. Will ich aber der große Offenbach bleiben, so werde ich neu, völlig neu in Erscheinung treten müssen, werde alles über Jahre hin Angesammelte über Bord werfen müssen und Melodien, Konzeptionen und Ideen in der fernst entlegenen Ecke suchen müssen. Wer weiß vielleicht ist Amerika hierzu die Lösung.

Aber bin ich noch jung genug, um von vorne zu beginnen? Werde ich die Kraft aufbringen? Werden mir Meilhac und Halévy zur Seite stehen oder nur noch für Bizet arbeiten?

*

Aix-les-Bains, Juli 1875

Mein liebes Töchterlein!

Was soll ich Dir schreiben, meine liebe Mimi? Daß ich arbeite, daß das Wetter sich aufgeklärt hat, daß es mir sehr gut geht, obwohl mich mein rechter Fuß nach wie vor ein wenig schmerzt — Resultat der Bäder: gestern schmerzte mir die rechte Hand, heute ist sie besser —, daß ich gut schlafe, guten Appetit habe, daß ich mit meinen drei neuen Stücken auf einmal nicht weiß, wo mir der Kopf steht, daß ich von einem zum anderen springe, wozu ich glücklicherweise meine Beine nicht nötig habe, daß ich einen Brief von Comte erhielt, der mich bittet, ihm zu schreiben, mir aber seine Adresse nicht gibt (sage es ihm), daß ich heute morgen einen Brief von Pépita erhalten habe, daß ich viel an Euch alle denke, daß ich mich schon darauf freue, Dich in zwei Teile getrennt zu sehen (shocking!), daß ein von Dir gezeugtes Solo mir Vergnügen bereiten wird und mich ein Duo noch viel mehr erfreuen würde, daß ich eine ganze Menge Leute treffe und doch niemanden frequentiere, daß ich abends Whist spiele, meine Bäder mit Genuß nehme und meine Duschen mit Wonne — Du siehst, das alles ist nicht sonderlich interessant, und besser wär's schon gewesen, ich hätte Dir all dies gar nicht erst berichtet. Sage Deiner Mutter, daß ich sie umarme und absolut darauf bestehe, mit ihr einen neuen Pachtvertrag auf einunddreißig Jahre dauernden Glücks einzugehen. Und

wenn Du Deinen entsetzlich lieben und guten Gatten umarmt hast und alle meine lieben Kinder, dann wird Dir nichts weiter übrig bleiben, als Dich selbst recht und innig zu umarmen, und zwar das von Deinem mit Freude und Rheumatismus angefüllten Vater.

*

Mein lieber Villemessant.

Hier in den ruhigen Gefilden der Provence steige ich langsam aus meiner Pariser Depression heraus. Ich sehe wieder Menschen, brauche wieder fröhliche Gesichter — soweit man mit einer Gicht überhaupt fröhlich sein kann — und beginne auch wieder an meine guten Freunde zu denken. Stellen Sie sich vor: Ich schreibe sogar meine Memoiren! So nebenher, mit der linken Hand, während die rechte komponiert (sie kann es nicht lassen). Es ist genau, wie Sie mir vorausgesagt haben. Man schreibt sich die Last von der Seele, damit sie wieder zum Singen frei werde. Mein Dank für diese splendide Idee gilt Ihnen, mein lieber Freund. Es hilft mir alles so sehr, um mit mir selbst zurechtzukommen. Bald weiß ich schon nicht mehr, warum ich überhaupt mein Haupt in Scham verhüllt habe.

In diesem Zusammenhang möchte ich mich hier noch einmal ausdrücklich dafür bedanken, daß Sie mich und meine Frau quasi gezwungen haben, mit Ihnen zum Künstlerball in die Opéra-Comique zu kommen. Natürlich ähnelt er aufs Haar dem vom letzten Jahr und der vom letzten Jahr ähnelte dem von vor zwei Jahren. Aber es war richtig, den wenigen Gönnern und den vielen Neidern seine lange Nase in aller Öffentlichkeit zu zeigen.

Sie sollten die Initiative ergreifen, diesen öden Künstlerball durch einen gespickten Journalistenball zu ersetzen! Setzen Sie an die Kasse drei Regenten der Banque de France; in die Garderobe Renard, Dusantoy und einige der anderen großen Couturiers von Paris; als Kellner engagieren wir Noël und wen es sonst noch an Restaurateuren à la mode gibt, und das Orchester! — da schlage ich vor: Ambroise Thomas dirigiert, Gounod wird die Harfe spielen, ich kratze auf dem Cello, Lecocq spielt Flaschenett, Délibes bedient die Geige, Hervé das Klapphorn und Vasseur schlägt in die Pauke. Johann Strauß sollten wir erlauben, als Notendiener zu figurieren. Nichts zu gut für die Presse!

Als Kostüme für unsere meist angebeteten Journalisten schlage ich vor: Louis Veuillot als Schäfer à la Watteau inklusive einem lebendigen Schaf, am Seidenbändelchen geführt. Sarcey als Sylphide, Barbey d'Aureville stellt in einer Person drei Musketiere auf einmal dar, etc. etc. Vergessen Sie nicht, Gambetta im Luftballon vor den Balkon zu placieren!

Genug davon. Es war nur einer meiner Träume, da ich gerade einen Galopp kom-

poniere, der bei dem von mir vorgeschlagenen Journalistenball sicherlich zu einem Faustkampf ausarten würde. Auf das Stichwort Faust hin ergreife ich dankbar Ihre helfende Hand und schüttele sie in alter und ergebender Freundschaft. —

*

Übermorgen zurück nach Paris. Dezember nach Wien zur 200ten der „Helena“. Möchte ich selbst dirigieren. — Abreise nach Amerika vorgesehen für Anfang nächstes Jahr. Mir graut davor...

*

Mit Houssaye im selben Abteil nach Paris zurückgereist. Sehr liebenswürdig und unverbindlich. Habe nicht darauf angespielt, daß er uns letzten Februar nicht zu seinem Fest in die Avenue Friedland gebeten hat. Wir sind bei dem Thema „Das neue Opernhaus“ verblieben und haben ein paar gemeinsame Erinnerungen aufgewärmt. Wir alten Theaterhasen stimmen darin überein, daß die Künstlerzimmer zweifellos das Bemerkenswerteste am ganzen Palais Garnier sind. Ein wahrer Luxus. Eigentlich recht unpassend in einer Zeit der wirtschaftlichen Misere. Große viereckige Zimmer mit kleiner Antichambre, das ganze mit perlgrauen Tapeten behängt, getäfelt und mit enormen Spiegeln geschmückt. Wirklich berauschend schön ist das „Foyer de la Danse“. Der über die Maßen große Spiegel im Hintergrund ermöglicht es, das ganze Foyer mit einem einzigen Blick zu erfassen. Man könnte fast sagen, es hängt dort ein riesenhaftes Gemälde, in dem sich die dargestellten Personen plötzlich zu beleben beginnen. Die Blumengirlanden an der Decke, die Malereien von Boulanger, die spiralförmigen Säulen, die Leiern, die Statuetten, das Gold, das Silber, die Lichter, die man an dieser bei den Herren Abonnenten so beliebten Stätte verschwendet hat, bilden für die Sterne des Tanzhimmels, für die großen wie für die kleinen, einen Rahmen exquisiten Raffinements.

Wenn die Göttinnen dieses Tempels erst einmal von all den Geschichten der Tänzerinnen erfahren werden, deren Medaillons Garnier im Foyer hat anbringen lassen — wie sich die Kosten dieses Kultes erhöhen werden! Man wird sein wollen wie eine Mademoiselle Saint-Germain, die ihr Boudoir mit Goldschneisen tapeziert hatte oder wie die Poulette, deren Haus von einem Liebhaber in Brand gesteckt wurde, um sie zu zwingen, das prächtige Haus zu beziehen, welches er für sie gebaut hatte. Man wird sich ein Beispiel nehmen an der Quinault-Dufresne, die den Herzog von Nevers heiratete, an Mademoiselle Grognet, die zur Marquise d'Argens wurde, an Mademoiselle Sulivan, die zur Lady Crawford d'Anchimanen erhoben wurde, und an die vielen anderen, denen es allesamt dank ihrer Kunst gelungen ist, aus dem Tanz ein Sprungbrett zum Adelsstand zu machen.